



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lang, W.: Die Petrussagen. 4.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

den ganz überwiegenden Einfluß der Rittergutsbesitzer in Bezug auf das active wie passive Wahlrecht zum Landrath, wie die alten Provinzen ihn noch haben.

Die Petrusfagen.

4.

So oft wieder ein Fortschritt, eine Modification der Petrusfage bemerkbar ist, läßt sich auch das bestimmte Interesse nachweisen, welches der Veränderung zu Grunde liegt. Ueberall weisen uns die einzelnen Züge derselben hinaus auf die geschichtlichen Verhältnisse der ersten zwei christlichen Jahrhunderte, ihre Entwicklung ist nur der Reflex der Entwicklung des kirchlichen Parteiwesens. Es bleibt uns noch übrig, was uns bisher im Einzelnen und gelegentlich aufstieß, zusammenzufassen und uns die geschichtlichen Verhältnisse zu vergegenwärtigen, unter welchen dieser Sagenkreis sich gebildet hat.

Wir müssen zu diesem Zweck zurückgehen auf die persönlichen Beziehungen, wie sie nachweisbar zwischen den beiden Männern Petrus und Paulus stattgefunden haben. Die einzig zuverlässige Kunde, die uns hierüber erhalten ist, bietet der in unserm Kanon befindliche Brief, welchen der Apostel Paulus an die galatischen Gemeinden geschrieben hat.

Als der Tag von Damaskus aus dem Verfolger der jungen Gemeinde einen Bekenner des Kreuzes Jesu gemacht hatte, war das Erste nicht, wie man das erwarten könnte, daß der Neubekehrte nach Jerusalem ging, die alten Apostel aufzusuchen und sich über Jesu Leben und Lehre bei ihnen zu unterrichten, sondern er ging mit dem Gedanken, der ihm aufgegangen war, nach Arabien, um in der Stille eine Ueberzeugung in sich auszugestalten, durch welche sein bisheriges Denksystem auf den Kopf gestellt war. Er war sich bewußt, nichts von Menschen gelernt zu haben, er verdankte nichts der Predigt der Apostel, der Herr selbst war es, der ihn berufen, sich ihm geoffenbart hatte. Darum wußte er auch, daß die älteren Apostel, die mit Jesus zusammengelebt, nichts vor ihm voraus hatten. Was der irdische Jesus gewesen war, hatte keinen Werth für ihn, denn erst mit dem Kreuzestode des Messias fing die Neuschöpfung an, zu deren Verkündigung auch er sich berufen fühlte. Nach dreijährigem Aufenthalt

in Arabien brachte er „sein“ Evangelium nach Damaskus zurück, das in consequenter Weiterführung des Gedankens Jesu hinausging über die enge Form des Judenthums wie Petrus und die andern alten Apostel es verkündigten. Ihm stand fest, daß das Christenthum von dem Schooß, in dem es geboren war, sich losreißen mußte, daß der Bekenner Jesu nicht mehr ein Befolger des mosaischen Gesetzes sein konnte; ihm stand fest, daß das neue Heil nicht den Juden allein, sondern allen Völkern der Welt ohne Unterschied bestimmt war. Und dieses Evangelium war er entschlossen zu predigen. Mit den ältern Aposteln war ihm nur gemeinsam die Gewißheit, daß der Gekreuzigte der Messias war, aber worin jene nur die Erfüllung des Mosaismus, die Orthodogie des Judenthums sahen, das war für Paulus ein völlig Neues, das die Fesseln des Mosaismus nicht länger ertrug. Eine doppelte Controverse mußte unvermeidlich hieraus entspringen: über das Verhältniß des Evangeliums zum Gesetz und über die apostolische Autorität des Paulus. Hart an den Wurzeln dieser doppelten Controverse liegt das letzte Motiv der Petrusagen.

Von Damaskus kam Paulus auf 14 Tage nach Jerusalem, um den Petrus, wie er sagt, kennen zu lernen; außer ihm und Jakobus sah er keinen Apostel. Was damals zwischen ihnen verhandelt wurde, wie sie persönlich sich stellten, darüber fehlt uns jede Kunde. Paulus geht mit Stillschweigen darüber hinweg, nur das versichert er wiederholt mit Nachdruck, daß er sein Evangelium von keinem Menschen empfangen und gelernt habe. Und nun begann er seine Missionsthätigkeit. Antiochia machte er zum Mittelpunkte seines Wirkens. Von da durchzog er verschiedene Gegenden Kleinasiens, zunächst an seine Volksgenossen sich wendend, aber so, daß er überall die Heiden als gleichberechtigt aufnahm, ohne von ihnen die Beschneidung und des Gesetzes Werke zu verlangen.

Bierzehn Jahre hatte er so gewirkt, als die Urgemeinde zu Jerusalem anfing über die Erfolge einer Predigt sich zu beunruhigen, welche das auserwählte Volk um sein Erbe zu verkürzen schien. Nicht offen trat man dem Paulus gegenüber, aber man sandte Emissäre aus, um hinter seinem Rücken die von ihm gestifteten Gemeinden unter das Joch des Gesetzes zurückzubeugen. Auch nach Antiochia kamen solche „falsche Brüder“, welche unter der Hand austreuten, es sei ein betrügerisches Vorgeben des Paulus, daß man ohne Beschneidung und ohne Befolgung des Ritualgesetzes Theil an den Verheißungen des messianischen Reichs haben könne.

Dies veranlaßte nun Paulus, selbst nach Jerusalem zu kommen, um sich zu rechtfertigen und den Versuch zu machen, sich mit den Aposteln über sein Evangelium auseinanderzusetzen. Außer Barnabas nahm er den Titus mit, einen unbeschnittenen Heidenchristen, gleichsam als lebendige Probe seines Heiden-
evangeliums. Die Verhandlungen waren allen Spuren zufolge lebhaft, sie en-

digten nicht mit einer wirklichen Verständigung, so daß hinfort ein und dasselbe Evangelium von beiden Theilen gepredigt worden wäre, sondern mit einem Compromiß. Man konnte Paulus nicht verbieten, in seiner Weise das Evangelium zu verbreiten, die Erfolge sprachen zu laut für ihn, es wurde ihm zugestanden, daß er den Heiden predigen dürfe, ohne von ihnen die Beschneidung zu verlangen. Die Urapostel dagegen wollten nach wie vor ihre Predigt auf die Volksgenossen, auf die Beschneittenen beschränken. Dabei wurde Paulus nur die eine Bedingung auferlegt, daß er Almosensammlungen für die Armen der Urgemeinde veranstalte. Es gab also nun zwei Formen des Evangeliums, die eine für die Heiden, die andere für die Beschneittenen, Paulus das Haupt der einen, Petrus das der andern. Auf diese Bedingungen hin trennte man sich mit brüderlichem Handschlag.

Wie wenig eine aufrichtige Versöhnung erzielt worden war, sollte sich kurz darauf in Antiochia zeigen. Petrus hatte bei einem Besuch in dieser Stadt mit den Heidenchristen Tischgemeinschaft gehalten, sei es daß er für einen Augenblick seine strengeren Grundsätze vergaß, sei es daß er im häufigen Verkehr mit Heidenchristen wirklich eine freiere Anschauung gewonnen hatte. Allein er wird belauert von Sendlingen des Jakobus, des strengen Vorstandes der Urgemeinde, und als er diese gewahr wird, bricht er aus Furcht vor ihnen, wie es ausdrücklich heißt, die Tischgemeinschaft mit den Brüdern ab, kündigt ihnen also die Gemeinschaft auf und alle andern Jüdenchristen, selbst Barnabas, folgen seinem Beispiel. Dies empörte nun den Paulus dermaßen, daß er vor versammelter Gemeinde den Petrus zur Rede stellte, ihm Heuchelei vorwarf und gradezu die Consequenz zog, wenn man noch immer die Befolgung des mosaischen Gesetzes verlange, sei Christus vergebens gestorben. Damit war im Grunde von beiden Seiten die Linie jenes Compromisses überschritten. Das paulinische Evangelium war von Petrus, das petrinische von Paulus für ungiltig erklärt. Der Streit war eröffnet und nur die weitere Entwicklung der Kirche konnte ihn zur Entscheidung bringen. So heftig war der Auftritt, daß noch im Galaterbriefe die innere Erregung, die den Paulus beim Andenken daran erfaßt, deutlich zu spüren ist. Geringschätzig oder mit bitterer Ironie spricht er von den übergroßen Aposteln, den Hochgeltenden, die man für Säulen hält. Aber auch die jüdenchristliche Partei hat dem Paulus die Scene niemals vergeben, und nichts weist darauf hin, daß der persönliche Riß zwischen beiden Aposteln jemals wieder geheilt wurde. Wahrscheinlich war es das letzte Mal, daß sie mit einander zusammentrafen, und von Petrus hört an diesem Punkte jede geschichtliche Kunde auf.

Der Streit der Meinungen hatte also eine persönliche Wendung genommen, nicht bloß verschiedene Formen des Evangeliums, sondern Petrus und Paulus selbst standen als gegnerische Häupter einander gegenüber: so lebte ihr Bild

in den Gemeinden, und dieser Gegensatz beherrschte die nächsten Decennien. Paulus fuhr fort sein Evangelium zu verbreiten, er suchte sich die Hauptstübe hellenischer Bildung aus, immer größere Gebiete der heidnischen Welt gewann er dem Christenthum. Allein neben dem Kampfe wider das Heidenthum hatte er noch einen ganz andern Kampf zu führen: wider einen Gegner, der ihm zu verderben drohte, was er dem ersten Feinde abgerungen, wider die Petriener, die falschen Brüder aus der Urgemeinde. Es scheint, bei jenem Compromisse war es der Hintergedanke der ältern Apostel gewesen, man könne ja den Paulus vorläufig in seiner Weise reisen und predigen lassen: was er für das Kreuz Christi gewonnen habe, werde sich nachher leicht vollends für das Gesetz Moses gewinnen lassen. In dieser Weise wenigstens operirten sie, und nicht ohne großen Erfolg. In allen paulinischen Gemeinden wiederholt sich nach kurzer Zeit dieselbe Erscheinung, die wir schon von Antiochia her kennen. In der Abwesenheit des Paulus schleichen sich „Frrlehrer“ ein, die sich auf die Urapostel, auf Petrus insbesondere, berufen, die läugnen, daß man ohne das jüdische Ritualgesetz selig werden könne, die Beschneidung verlangen und die apostolische Autorität des Paulus bestreiten, weil er kein unmittelbarer Schüler des Herrn gewesen sei. Aus den Briefen des Paulus an die galatischen Gemeinden und an die zu Korinth, die größtentheils eben durch diese Parteiverhältnisse veranlaßt sind, wissen wir, wie viel sie dem Apostel zu schaffen machten. Die Galater hatten sein Evangelium mit besonderer Liebe und Begeisterung aufgenommen, dennoch standen sie, nachdem er sich eine Zeit lang entfernt hatte, im Begriff, sich von jenen Sendlingen verleiten, selbst das Joch der Beschneidung sich auferlegen zu lassen und in „säuerlicher“ Frömmigkeit ihr Gemeindeleben ganz auf jüdische Art einzurichten. Und noch betrübendere Kunde kam ihm aus der korinthischen Gemeinde, die, wie er selbst sagte, ihm besonders ins Herz geschrieben war, die sein Ruhm, das Siegel seines Apostelamts war. Abgesehen davon, daß die heidnischen Gewohnheiten in einer Reihe von unerfreulichen Erscheinungen nachwirkten, waren auch hier Sendlinge aus der Urgemeinde erschienen, die zwar nicht mehr die Beschneidung forderten, wozu die Hellenen wohl wenig Lust verspürt hätten, die aber, besorgt, der Mittelpunkt des Evangeliums entferne sich aus Judäa, auch die hellenischen Gemeinden unmittelbar unter Jakobus und die Zwölf stellen wollten. Es wurde beabsichtigt, daß Einer der Zwölf selbst nach Korinth komme, um zu zeigen, daß die echten Jünger Jesu ein ganz andres Evangelium lehrten als der anmaßende Apostel, der ohne Beruf sich überall zwischen die Gläubigen und die wahren Apostel eindränge, durch seine Verschlagenheit die Menschen berücke, und ohne den die ganze Christenheit einig wäre und die Blicke nach Jerusalem richtete. Die Spitze dieser Polemik richtete sich nicht mehr gegen den Inhalt der paulinischen Predigt, sondern persönlich gegen den Eindringling, der sich fälschlicherweise den Apostelberuf anmaße. Wie

kann, führten jene Emissäre aus, derjenige ein Apostel sein, der den Herrn nie gesehen, von ihm keinen Auftrag erhalten hat, wie kann er den wahren Aposteln gegenüberreten, die alles vom Herrn selbst gelernt haben und durch seinen Umgang zu Sendboten gebildet worden sind? Will er ein Apostel sein, so unterwerfe er sich den Säulen, lerne von ihnen und wirke mit ihnen brüderlich zusammen, anstatt ihrer Predigt dein eignes Evangelium entgegenzustellen — lauer Vorwürfe, denen Paulus nichts Andres entgegenzusetzen hatte, als die innere Gewißheit, gleichfalls von Christus berufen zu sein, freilich nicht vom Christus des Fleisches, sondern vom geistigen Christus, der sich ihm in Gesichten geoffenbart hatte, deren Realität er ebenso eifrig vertheidigte, als die Gegner sie bestritten.

Vielleicht war es die Ueberzeugung von der Fruchtlosigkeit solcher Beweisführungen, die den Paulus bestimmte seinen Blick auf Rom zu richten. Diese Gemeinde schien außerhalb der Kämpfe zu liegen, die in den östlichen Gemeinden geführt wurden. Sie war rasch gewachsen, aber weder von Paulus noch von einem der Urapostel gestiftet worden. Sie bestand vorzugsweise aus Judenchristen, die aber entfernt vom jüdischen Mittelpunkt sich längst in der Heidenwelt einzurichten gelernt hatten. Vor allem blieb hier alles Persönliche aus dem Spiel, er hatte hier keine judaisischen Eindringlinge zu bekämpfen, er hatte auch nicht gegen ihre Einflüsterungen sein eignes Apostolat zu vertheidigen. In ruhiger, leidenschaftsloser Form konnte er den Römern auseinandersetzen, wie das Heidenchristenthum sich vereinigen lasse mit den Verheißungen, die Gott seinem auserwählten Volk gemacht. In diesem Sinne schrieb er seinen Brief an diese Gemeinde, in diesem Sinne wird er persönlich gewirkt haben während seines zweijährigen Aufenthalts in Rom, der seinen Abschluß in der Katastrophe der neronischen Verfolgung fand.

Allein die Keime, die Paulus scharfes Auge in der römischen Gemeinde entdeckt haben mochte, brauchten Zeit, um zu reifen. Allen Spuren zufolge hatte er auch hier persönlich einen ungünstigen Stand. Unter den fortgesetzten Anfeindungen der Judaisten war er vereinsamt, und seine Wirksamkeit zu kurz, um seinen Grundfäden zum Siege zu verhelfen. Gleich nach seinem Tode sehen wir das petrinische Christenthum in vollem Siegeslauf über die paulinischen Schöpfungen dahin fahren. Vor allem in den kleinasiatischen Gemeinden. Ephesus, wo Paulus mehre Jahre gewirkt hatte, wurde der Sitz des Säulenapostels Johannes, und so gründlich wurde hier das Reinigungswerk betrieben, daß nach wenigen Jahrzehnten das Andenken an Paulus gänzlich erloschen war. Schon die Offenbarung des Johannes, vier Jahre nach dem Tode des Paulus geschrieben, belobte die kleinasiatischen Gemeinden, daß sie sich losgemacht von denen, die sich fälschlich zu Aposteln aufgeworfen. Die Parteifrage suchte den Paulus entweder gänzlich zu verdrängen, oder sie häufte auf ihn die schwersten

Schmähungen. Er sei, sagten die Judenchristen, gar kein geborner Jude, er sei vielmehr ein Heide gewesen und erst später ein Proselyt des Judenthums geworden. Die niedrigsten Motive wurden seiner Opposition gegen das Gesetz untergelegt. Jetzt kam die Simonsfrage auf, die den Paulus zum heidnischen Irrlehrer machte. Seine Briefe wurden verworfen, er selbst als Eindringling ins Apostolat, als Verführer geschildert, selbst die Liebesgabe, die er nach Jerusalem brachte, in gehässigster Weise ausgelegt. In demselben Maße aber, als man den Paulus herabdrückte, stieg das Haupt der Gegenpartei, der Säulenapostel Petrus, den man als persönlichen Gegner des Paulus wußte, und den es gleichsam zu entschädigen galt für die Demüthigung, die er durch Paulus in Antiochia erlitten. Wo man den letzteren nicht gänzlich beseitigte, weil sein Andenken sich nicht beseitigen ließ, stellte man ihm den Petrus mindestens zur Seite. So in Korinth, wo man den Petrus neben Paulus zum Mitstifter der Gemeinde machte, so in Antiochia, wo das Heidenchristenthum zuerst Wurzeln geschlagen hatte, so in Rom, wo die Erinnerungen an den Märtyrer des neronischen Circus anfangen verflochten zu werden in ein Gewebe sagenhafter Bildungen, aus welchem immer glänzender sich die Gestalt seines Rivalen erhob. Die Extremen der Partei aber feierten in Petrus den Besieger des falschen Apostels, den Verfolger des Magiers von Ort zu Ort, wie denn eben jetzt das wahre petrinische Christenthum seinen Siegeslauf über das betrüglische paulinische von Ost nach West vollendete.

So stand es in der Zeit nach dem Hingange des Paulus. Wenn nun dennoch das Ende des Kampfes, der noch ein volles Jahrhundert ausfüllte, weder die gänzliche Erdrückung noch die Ausscheidung des Paulinismus war, vielmehr nach einiger Zeit die Spannung der Gegensätze nachließ und am Ende des zweiten Jahrhunderts die eine katholische Kirche auf Grund der Vereinigung beider Parteien sich aufrichtete, so sind es hauptsächlich zwei Ursachen, auf welche dieser Gang der Dinge zurückzuführen ist: einmal die siegreiche Thatsache des Heidenchristenthums, und dann der römische Geist, der mit einem gewissen praktischen Instinct der Einheit zustrebte. Wie hiernach die Sage von Petrus und Paulus sich gestalten mußte, läßt sich unschwer voraussehen.

Vor allem war das Judenchristenthum, das jetzt die werdende Kirche erfüllte, im Grunde gar nicht mehr dasselbe, wie es anfänglich dem Paulus entgegengetreten war. Es hatte der Zeit seine Opfer gebracht, die Verhältnisse selbst hatten ihm ein wesentliches Zugeständniß abgenöthigt. Es hatte sich nämlich bald gezeigt, daß auf Seite der Heiden eine weit größere Empfänglichkeit für die neue Botschaft vorhanden war, als auf Seite der Juden. Die Mehrzahl der letzteren wollte nichts von einem hingerichteten Messias wissen, während die Lehre vom Kreuz immer

tiefer in die griechische und römische Welt eindrang. Auch die politischen Verhältnisse trugen dazu bei, den Zusammenhang mit Palästina, der Heimath der neuen Lehre zu lösen. Mit der Zerstörung Jerusalems begann auch die dominirende Stellung der christlichen Gemeinde in dieser Stadt erschüttert zu werden, und noch mehr rückte durch die Ereignisse unter Hadrian der Schwerpunkt des neuen Glaubens nach Osten, in die heidnische Welt. Damit aber waren die strengen Anforderungen bezüglich des Gesetzes nicht aufrecht zu halten. Die Forderung der Beschneidung verlor ihren Sinn, und nach dem Galaterbrief ist nicht weiter die Rede davon. Und wenn immerhin die herrschende Partei zahlreiche Elemente des jüdischen Ritus beibehielt, zunächst alles das, was für die Proselyten des Thors vorgeschrieben war, so wurden doch die Schranken zwischen Judenthum und Christenthum immer schärfer gezogen. Der Unglaube der Juden sorgte dafür, daß die Christen sich bewußt wurden, eine Gemeinschaft zu sein, die sich von den Juden ebenso unterschied, wie von den Heiden. Was die Verheißungen Gottes an sein auserwähltes Volk betraf, so blieb nichts übrig, als sich an die Auseinandersetzungen des Paulus oder des Verfassers des Hebräerbriefes zu halten, der, gleichfalls ein Pauliner, durch geschickte Beweisführung vom Standpunkt des JUDAISMUS aus den ungleich höheren Charakter der neuen Theokratie gegenüber der mosaischen durchzuführen suchte. Die Ansicht, welche in Jerusalem noch immer den heiligen Mittelpunkt des Christenthums erblickte und die judaisirten Forderungen schärfer spannte, wurde im Lauf des zweiten Jahrhunderts selbst zur Partei, und schließlich, wenn sie ganz innerhalb der Schranken der älteren Orthodogie blieb, zur Häresie. Die große Mehrzahl bequante sich dem Grundsatz, daß das Evangelium für alle Völker ohne Verbindlichkeit der Totalität des Gesetzes bestimmt sei.

So war also in einem wichtigen Punkte doch der paulinische Gedanke zur Anerkennung gelangt. Die immer weitere Ausbreitung in der Heidentwelt verhalf der Idee des christlichen Universalismus zum Siege. Allein es fehlte noch viel, daß die Kirche sich darum mit dem Apostel, welcher dieses Gedankens Urheber war, befreundet und ihm die Ehre gegeben hätte. Vielmehr beweist nichts so sehr die ursprüngliche Schärfe des Gegensatzes, als daß auch jetzt noch das Mißtrauen gegen Paulus fort dauerte. Man erkannte das Heidenchristenthum an, aber man ließ wenigstens nicht dem Paulus den Ruhm, diesen Grundsatz eingeführt zu haben. Man beharrte nicht auf dem Particularismus der ersten Zeiten, aber Petrus selbst, der unmittelbare Schüler Jesu, mußte es sein, von dem der Fortschritt ausgegangen war. Die neugewonnene Stufe des universellen Christenthums wurde nur dadurch legitimirt, daß sie auf Petrus, das Haupt der Orthodogie zurückgeführt wurde. So schien eine Verständigung zwischen beiden Parteien möglich, wenn das Werk des Paulus anerkannt, aber auf Petrus übertragen wurde. In der Sage erscheint von nun an Petrus als der eigent-

liche Heidenapostel: derjenige, der allein diesen Namen verdiente, mußte froh sein, wenn er als „Mitapostel“ ein Plätzchen neben ihm erhielt.

Gleichwohl hatten die Pauliner als die bisher angefeindete Minderheit das Interesse, die sich hiermit eröffnende Basis einer Verständigung festzuhalten. Von Seiten der Orthodoxen lag ein bedeutendes, wenn auch im Grund un- freiwilliges Zugeständniß vor, von ihrer Seite konnte man ein gleiches erwarten. Sie sahen den Kern ihrer Sache anerkannt, wenn sie die Persönlichkeit, die geschichtliche Stellung ihres Hauptes preisgaben. Es kam nur darauf an, von diesem Standpunkt aus noch so viel als möglich zu retten, um ihrem Apostel neben dem Petrus eine möglichst ebenbürtige Stelle in der Kirche zu sichern. Und dies ist nun das Interesse, in welchem der Verfasser der Apostelgeschichte, ein Pauliner, es unternahm, eine Darstellung von der Wirksamkeit des Petrus wie des Paulus zu versuchen, durch welche aller Anstoß, den die Judenchristen bisher an Paulus genommen hatten, beseitigt werden sollte. Zu diesem Zweck wurde vor allem das persönliche Verhältniß des Paulus zu den Uraposteln ganz anders dargestellt, als es in Wirklichkeit gewesen war. Von heftigen persönlichen Conflicten keine Spur mehr, die Scene von Antiochia sorgfältig getilgt, die Simonsage unschädlich gemacht und außer Beziehung zu Paulus gesetzt, aus jenem Compromiß von Jerusalem eine feierliche Apostelversammlung gemacht, in welcher die Urapostel selbst zu dem Vorschlag, das Evangelium auf die Heiden auszudehnen, die Initiative ergreifen, Paulus also durch die Urapostel selbst zur Heidenmission legitimirt, im Uebrigen ebenso ängstlich als gesetz- frommer Jude, als Befolger des jüdischen Rituals dargestellt, wie Petrus als der Vertreter freisinniger Grundsätze erscheint, beide Apostel auf eine brüderliche Linie gestellt, in Lehre wie in Thaten einander nahegerückt, ein Schleier über ihre dogmatischen Streitpunkte geworfen, und das Einvernehmen der beiden Parteien, wie es der Verfasser erst beabsichtigt, in die urchristliche Vergangenheit zurückdatirt — so ist diese Schrift der geschickte Versuch eines Pauliners, die Anerkennung der Grundsätze seiner Partei dadurch zu sichern, daß sie auf die Urgemeinde selbst übertragen werden und Paulus zwar um seine historische Stellung gebracht, aber dafür gleichberechtigt an die Stelle des Petrus gerückt wird.

Aus den Mitteln, zu welchen der Verfasser dieser Tendenzschrift greift, erkennen wir am deutlichsten, welche Vorurtheile damals, im zweiten oder dritten Decennium des zweiten Jahrhunderts, den Paulinern noch von Seite des herrschenden Judenchristenthums entgegenstanden. Ein solcher Paulus, wie er in dieser Schrift dargestellt ist konnte freilich der Gegenpartei nichts Anstößiges mehr haben, und in der That ist, die Darstellung der Apostelgeschichte epoche- machend für den beginnenden Ausgleich geworden. Immerhin aber steht es noch mehre Decennien an, und waren noch Annäherungsversuche auf andern

Gebieten nöthig, bis das Ziel, welches der Verfasser im Auge hat, wirklich erreicht und beide Rivalen in ihrer apostolischen Geltung einander gleichgestellt sind. Nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts sehen wir — in den Homilien des Pseudo-Clemens — noch einmal einen energischen Versuch des Judenthums, den Apostel Paulus ganz zu verdrängen und sein Werk, den Universalismus des Christenthums, einzig auf Petrus zu übertragen. Allein dies ist auch der letzte Versuch. Nicht mit ihrer Feindschaft gegen Paulus — dafür war es bereits zu spät — wohl aber mit ihrer hierarchischen Tendenz greift diese Schrift sehr wirksam in die Entwicklung der Kirche ein. Unmittelbar darauf, in der Zeit Victor's, desjenigen römischen Bischofs, der zum ersten Mal einen römischen Namen trägt, sehen wir eine Denkweise in dieser Gemeinde zur Herrschaft gelangen, welche, in dogmatischer Beziehung entschieden antijüdisch, mit allem Nachdruck das Interesse der kirchlichen Einheit, einer organisirten Verfassung vertritt. Nachdem in den Lehrmeinungen eine Grundlage der Verständigung erzielt war, kam es darauf an, diese auch äußerlich in kirchlichen Institutionen auszuprägen und damit gelangten auch die Petrusfagen zu ihrem Abschluß.

Der Boden, auf dem diese allmälige Ausgleichung der Gegensätze und die Bildung der einen katholischen Kirche sich vollzog, war vorzugsweise die römische Gemeinde. Frühzeitig scheint man geahnt zu haben, daß ihr die Zukunft gehöre. Hierher flüchteten aus andern Gemeinden vertriebene Pauliner, hierher siedelten aus dem sinkenden Jerusalem die bedeutendsten Kräfte des Judenthums über. Nicht am heftigsten, aber am fruchtbarsten gestaltete sich hier der Kampf der Parteien. Aus Rom ging die große Mehrzahl der Schriften hervor, an welchen wir noch den Proceß des Ausgleichs, zu dem beide Parteien ihre Beiträge lieferten, verfolgen können. Hier, wo einerseits die Erinnerung an die Wirksamkeit des Paulus und an seinen Martyrertod nicht erloschen sein konnte, und andererseits die herrschende Partei ihm früh ihr Haupt, den Petrus, an die Seite gab, trat auch am frühesten das Bestreben hervor, die Gegensätze unter eine feste kirchliche Zucht und Ordnung zu stellen. Schon in dem Brief des römischen Clemens an die korinthische Gemeinde, mag er nun wirklich von Clemens am Ende des ersten Jahrhunderts oder, wie Volkmar will, erst um das Jahr 120 geschrieben worden sein, treten die ersten Spuren einer solchen Richtung hervor, wie hier auch zuerst die Namen Petrus und Paulus in so bezeichnender Verbindung zusammen genannt sind. Es waren in der korinthischen Gemeinde ärgerliche Spaltungen ausgebrochen, die den römischen Verfasser zu seinem Mahnschreiben bewogen. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich bei jenen Händeln um dieselben Punkte, die schon früher die Gemeinde in paulinische und petrinische Parteien gespalten hatten. Allein auf das Ma-

terielle des Streits läßt sich der Brieffschreiber gar nicht ein, er ignorirt es völlig, ihn beschäftigt bloß die Thatsache, daß die kirchliche Ordnung der Schwestern-
 gemeinde gestört ist, und er ermahnt, ohne in das Sachliche des Streits ein-
 zugreifen, nachdrücklich zur Beseitigung aller Spaltung und zur Unterwerfung
 unter den Bischof und den Gemeindevorsteher. Wir erkennen darin die ersten
 Symptome einer Tendenz, deren Umsichgreifen die ganze Zukunft der Kirche be-
 stimmen sollte.

Das System einer organisirten Kirchenverfassung war aber selbst der alt-
 testamentlichen Theokratie entlehnt; indem es jetzt auf christlichen Boden über-
 tragen wird, ist es ein neues Stück Judenthum, das im Christenthum conser-
 virt erscheint. Wie der Universalismus das Beibringen der paulinischen Rich-
 tung war, so war das hierarchische System das Beibringen des Judenthums zu der
 sich nun bildenden Einheit der katholischen Kirche. Es läßt sich noch verfolgen,
 wie die ersten kirchlichen Einrichtungen sich unmittelbar an die jüdischen an-
 schlossen. Natürlich; die ersten Christen waren nichts Anderes als eine Secte
 innerhalb des Judenthums. In Rom werden sie von den Profanschriststellern
 beständig zusammengeworfen mit den Juden, die christliche Kirchenverfassung
 sollte ein Abbild des israelitischen Tempelcultus sein, die mosaischen Gesetze
 über den Gottesdienst, über das Christenthum blieben in Geltung. Je mehr
 nun die Kirchen sich ausbreiteten, je gefährlichere Spaltungen zu überwinden
 waren, um so größerer Nachdruck wurde auf die Ausbildung und Befestigung
 der Institutionen gelegt. Auch das läßt sich noch verfolgen, wie innerhalb der
 juchendchristlichen Partei das Interesse an der kirchlichen Organisation besonders
 thätig war. In der centralistischen Einheit besaß man ein Gegengewicht gegen
 den schrankenlosen Universalismus, und der nüchterne Formalismus des römi-
 schen Geistes half mit, was ursprünglich nur die selbstverständliche Anlehnung
 an das alttestamentliche Vorbild gewesen war, in ein principiell System zu
 bringen. Dieses wurde die feste Form, in welche die Einheitstendenzen des
 Jahrhunderts gegossen wurden. Von paulinischer Seite widerstand man diesem
 Zug zur Einheit so wenig, daß sich vielmehr unmittelbar an die clementinischen
 Homilien, in welchen zum ersten Mal die vollständige Doctrin der Episcopal-
 verfassung erscheint, eine Reihe von Schriften paulinischer Richtung an-
 schließt, in welchen sich ganz dieselbe Tendenz nach Einheit der Kirchenverfassung
 ausdrückt. Man verfertigte sogar paulinische Briefe, in welchen die Em-
 pfehlung der kirchlichen Ordnung, wie sie jetzt sich bildete, dem Paulus selbst
 in den Mund gelegt wurde. Längst hatten beide Parteien sich so weit genähert,
 daß einer Vereinigung nichts mehr im Wege stand. Unter dem Eindruck der
 großen Kegererscheinungen des zweiten Jahrhunderts, des Gnosticismus und
 des Montanismus, verschwanden vollends die abgeblaßten Gegenätze zwischen
 Paulinern und Petrinern. Ihr kirchliches Interesse fiel zusammen gegenüber

allen denjenigen Erscheinungen, welche nach rechts und nach links aus dem festen Rahmen der kirchlichen Ordnung herausstrebten und entweder hinter dem abgeschlossenen Compromiß zurückblieben, oder in erneuten Bildungen die alten Gegensätze verschärfen wollten. Es hieß gleichsam das Siegel unter den Friedensvertrag drücken, wenn man jetzt Petrusbriefe in Umlauf setzte (die in unserem Kanon befindlichen), in welchen der angebliche Verfasser den Paulus förmlich als seinen lieben Bruder anerkennt und sorgsam dem Vorurtheil zu begegnen sucht, das Manche noch gegen dessen Briefe hegen mochten.

Am Ende des zweiten Jahrhunderts sehen wir diesen Proceß vollendet. Durch gegenseitige Annäherung war die Einheit der Lehre gewonnen, und um sie zu erhalten, wurde sie unter den Schutz einer centralisirten Verfassung gestellt. Den Reflex des Einigungswerks erkennen wir in der nunmehrigen Form der Sage, in der wir längst nichts Anderes erblickten, als die Personification der allgemeinen kirchlichen Verhältnisse. So wie diese sich veränderten, veränderte sich auch die Geschichte der Parteihäupter, und nun jene zur Ruhe gekommen sind, erhält auch diese ihre letzte Gestalt; was der Verfasser der Apostelgeschichte angestrebt hatte, ist nunmehr erreicht. Petrus und Paulus sind jetzt die allgemein anerkannten, die gemeinsam verehrten Häupter der einen Kirche. Die letzte Spur ihrer gegnerischen Stellung ist verwischt. Im Leben wie im Sterben sind sie vereint. Inhalt der Lehre wie Schauplatz des Wirkens sind dieselben. Die römische Kirche, welche als die Kirche der Welthauptstadt in demselben Maße sich über die anderen erhebt, als der jüdische Horizont zurücktritt, schreibt mit gleichen Lettern die Namen beider Apostel über ihre Pforte; was sie der politischen Stellung Roms verdankt, legitimirt sie durch die Doppelautorität des Petrus und Paulus: sie ist das gemeinsame Werk beider, das sie gemeinsam mit ihrem Blut besiegelt haben. Es war nur die übertreibende Consequenz der Sage, wenn sie schließlich die Apostel auch noch im Grabe und zwar mit halbirtten Leibern vereinte. Nachdem bereits dem einen die Ruhestätte am Vatican, dem andern an der Straße nach Ostia angewiesen war, sollte auch noch diese Trennung beseitigt werden. Als im Jahr 319 — so sagt die Tradition — die beiden Basiliken sich über den Gräbern der Apostel erhoben, die noch heute St. Peter und St. Paul heißen, nahm Paps Sylvester eine Theilung jedes einzelnen Leibes der Apostel in der Weise vor, daß die Hälfte der Reliquien des Paulus mit der Hälfte der Reliquien des Petrus, genau abgewogen, je in St. Peter und in St. Paul beigesetzt wurden, und damit nicht noch wegen der Häupter der Apostel ein Rangstreit entstände und die eine Kirche doch einen Vorrang hätte, wurden die Häupter weder in der einen noch in der andern Kirche, sondern gemeinsam in einer dritten neutralen, in San Giovanni in Lateran beigesetzt, so daß fortan in den drei Hauptkirchen die Reliquien beider Apostel ungetrennt verehrt wurden.

Das hieß doch eine raffinierte Unparteilichkeit! Aber was half nun solche peinliche Gewissenhaftigkeit mit dem Secirmesser und der Goldwage in der Hand? Es war zu spät, auf so äußerlich rohe Weise ein Gleichgewicht zu retten, das längst zu Gunsten des einen Rivalen definitiv gestört war. Die Kirche mochte noch so viele Anstrengungen machen, vor der Welt die Parität zu wahren: in ihr Herz hatte sie doch nur den einen geschlossen, der andere blieb ihr der lästige Eindringling. In den Homilien des Clemens ist die Sage, daß Petrus in Rom gewesen sei und daß er die Gemeinde gestiftet habe, zum ersten Mal bis zu der Form gesteigert, daß Petrus der erste Bischof von Rom gewesen sei und die Succession des römischen Episcopats eingesetzt habe. Es steht zwar noch geraume Zeit an, bis auch diese Form der Sage, die den geschichtlichen Verhältnissen gar zu unbefangenen Hohn sprach — denn das erste Jahrhundert kennt überhaupt noch keinen Episcopat — die Anerkennung der Kirche erhielt. Allein die Consequenz brachte auch dieses fertig. Der unwiderstehliche Zug der Sage, der die Stellung des Petrus fortwährend zu steigern beflissen ist, und dem jetzt die Tendenz einer monarchischen Organisation der Verfassung in die Hand arbeitet, führte schließlich auch zu der Anerkennung des Sages, daß Petrus der erste Bischof von Rom, der Stellvertreter des Herrn in der ersten Gemeinde gewesen sei. So willkommen die doppelte Autorität der beiden Apostel war, als man in Rom zuerst eine Art von Primat in Anspruch zu nehmen begann, so konnte das Ziel der Bewegung doch nicht diese, so zu sagen consularische Führung der Kirche sein: das Einheitsinteresse, das zuerst auf dogmatischem, jetzt auf kirchlichem Gebiet sich geltend machte, verlangte die monarchische Spitze, und derselbe römische Geist des Centralismus, der im Staat in der Idee des Kaiserthums gipfelte, führte, als das Christenthum seinen Schwerpunkt nach der römischen Welt verlegt hatte, zur Concentration der Kirchenverfassung im römischen Episcopat.

Derselbe absolute Vorzug, den die römische Kirche für sich beanspruchte, fiel so zurück auf den Apostel, der nicht bloß ihr Gründer, sondern auch ihr erster Bischof gewesen sein sollte. Und merkwürdigerweise, noch in dieser letzten Ausgestaltung der Sage lehrt zum Beweis ihres logischen Zusammenhanges sichtbar dasselbe Motiv wieder, das dem allerersten Auftauchen derselben zu Grunde lag. Wir erinnern uns, der erste Anlaß für die Erhebung des Petrus über seine geschichtliche Stellung hinaus war das Bedenken der Jerusalemiten, daß sein Gegner, der nicht den persönlichen Umgang mit Jesus genossen, der legitime Verbreiter seiner Lehre sein sollte. Nun da die Lehre überall verbreitet, aber durch Ketzereien aller Art gefährdet ist, lehrt dasselbe Motiv in der Form wieder, daß zur Bewahrung der Lehre eine Autorität gesucht wird, die in unbestreitbarer Echtheit auf Jesus selbst zurückgeht, unmittelbar an ihn anknüpft, von ihm das Siegel der Beglaubigung erhält. In diesem Interesse wurde

jetzt der Begriff der christlichen Tradition ausgebildet, welche die festen Normen enthielt für das, was echt, apostolisch und kirchlich sein sollte. In demselben Interesse erhoben sich jetzt die Bischöfe über die mit ihnen ursprünglich identischen Presbyter; denn wer anders konnte wahrer Träger der Tradition sein, als die Bischöfe, die ebenso die Wahrheit aus der Hand der Apostel erhielten, wie die Apostel sie unmittelbar vom Herrn erhielten? Und in demselben Interesse endlich erhob sich über jede andere Autorität die der Nachfolger des Apostelfürsten, der schon in den ersten Streitigkeiten der Gemeinde recht eigentlich das Princip des unmittelbaren äußeren Zusammenhanges mit Jesus vertreten hatte gegenüber dem Eindringling, der sich nur auf den geistigen Zusammenhang mit Jesus berufen konnte. Indem die katholische Kirche auf jenen Namen sich gründete, war ihr für alle Zeiten ihr Stempel aufgedrückt, und eine paulinische That war es, als die Reformatoren der Herrschaft der äußeren Tradition den Krieg erklärten, um für die Kirche wieder den geistigen Zusammenhang mit dem Werke Jesu zu finden.

Es sind noch Jahrhunderte darüber hingegangen, bis die Idee des Episcopats nach allen Seiten ihre Verwirklichung fand. Aber die Keime der Institution des Papstthums sind schon in jener Zeit vorhanden, bis zu welcher wir die Geschichte der Petrusagen verfolgen mußten. Nicht auf diesen Sagen beruhen die späteren enormen Ansprüche der römischen Kirche, sondern jene erhalten selbst erst ihre letzte Gestalt unter dem treibenden Einfluß dieser Idee. Sie sind weder absichtlos entstanden, und dann die Ursache dieser Ansprüche geworden, noch sind sie nachträglich erst erfunden, damit Rom seine Ansprüche darauf stütze. Vielmehr hat sich beides mit und an einander entwickelt: der Primat des Petrus in der christlichen Sage, und der Primat des Petrus in der christlichen Kirche. Mit Recht ist gesagt worden: „die Motive der Sage sind durchweg interessanter, als die Sage selbst.“*) Die Motive eben legen es überzeugend dar, daß die Sage, obwohl ihre einzelnen Züge durchweg erfunden sind, dennoch mit den bildenden Mächten der Geschichte im engsten Zusammenhang steht: sie ist nur der mythische Ausdruck derselben geschichtlichen Verhältnisse, welche Rom zum Mittelpunkt der katholischen Welt gemacht haben.

W. Lang.

*) Holtzmann in dem eben erschienenen vortrefflichen Werk: Geschichte des Volkes Israel und der Entstehung des Christenthums von Dr. Georg Weber und Dr. Heinr. Holtzmann. 2 Bde. Leipzig, 1867.